

Madeleine Thien  
Jene Sehnsucht nach  
Gewissheit



Madeleine Thien

*Jene Sehnsucht nach  
Gewissheit*

ROMAN

Aus dem Kanadischen von  
Almuth Carstens

*Leseexemplar*

Gebunden ca. € 19,95  
Erstverkaufstag: 20. Februar 2007  
Wir bitten Sie, Rezensionen  
nicht vor dem Erstverkaufstag  
zu veröffentlichen.

Das für das Leseexemplar  
verwendete Papier entspricht nicht  
dem der Auflage.

Luchterhand



FÜR WILLEM



Denn für uns überzeugte Physiker ist die Unterscheidung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur eine Illusion, wenn auch eine hartnäckige.

*Albert Einstein in einem Kondolenzbrief an die Familie von Michelangelo Besso*

Hume sagte, wir könnten dem Schlimmsten ins Auge sehen, wenn wir einfach unsere Sehnsucht nach Gewissheit aufgeben würden. Doch wer von uns könnte solchen Verzicht leisten?

*Michael Ignatieff in Wovon lebt der Mensch: was es heißt, auf menschliche Weise in Gesellschaft zu leben*





I

*Chaos*

VANCOUVER,  
KANADA



In der Zeit, die die Zukunft hätte gewesen sein sollen, drehte sich Ansel zu ihr um, halb wach, halb ohne es zu merken. Er schmiegte seinen Körper um ihren, und Gails Wärme zog ihn wieder in den Schlaf. Aus Morgen wurde Nachmittag, der Rest der Welt wartete draußen, aber er und Gail standen eben erst auf, tasteten sich in ihre Kleider; sie wussten, dass der Tag lang war.

Einige ihrer Arbeiten, die Kassetten und Tonbänder, sind hier im Haus. Einige auf dem Dachboden ihres Elternhauses und einige in ihrem ehemaligen Büro. Wenn Ansel sie sich anhört, die fertigen und die unvollendeten Sachen, ist die Qualität der Aufzeichnung so gut, ihre Stimme, konserviert auf einem schmalen Streifen Magnetband, so echt, als ob Gail selbst im Raum wäre.

Das Haus hat vorn einen Wintergarten, wo Ansel seinen Kaffee trinkt. Auf der anderen Straßenseite hockt ihre Nachbarin auf der Erde und schneidet das Gras mit einer Schere. Wegen des Lärms, sagt sie. Ein Rasenmäher mache viel zuviel Lärm. Sie ist Mitte Sechzig, und die breite Krempe eines Sonnenhuts wirft einen Schatten auf ihr Gesicht. Gail, die eine Straße weiter aufgewachsen ist, hat Ansel erzählt, sie erinnere sich, dass dieselbe Frau schon so ihr Gras schnippelte, als Gail noch klein war. »Dann kamen immer alle Kinder aus der Nachbarschaft mit ihren Plastikscheren, um ihr zu helfen. Es war so was wie ein gemeinsamer Friseurtermin.« Ab und zu steht Mrs. Cho auf

und massiert sich das Kreuz. Sie schaut herüber zu Ansel, der allein hinter den Fenstern sitzt, und hebt grüßend die Hand.

Der Kaffee ist warm und süß. Er schließt die Augen und trinkt ihn, und als er die Augen wieder aufmacht, ist Gail immer noch da, eine Präsenz im Raum, unterschwellig in seinen Gedanken.

Es ist fast sieben Uhr. Die Sonne steht am Himmel und verströmt ein warmes, goldenes Licht über die Häuser. Letzte Nacht konnte er nicht schlafen, und heute morgen fühlt sich sein Körper hohl an, wie eine lockere Schnur, die sich um sich selbst schlingt. Auf dem Tisch vor ihm ein Bündel Papiere, die Seiten zerknittert vom wiederholten Durchblättern: Gails Radiologiebefund, ihr EKG. Draußen flattern die Zweige der Zierkirsche im Wind. Der Baum beginnt im März zu blühen, und im April sind die Blüten so schwer, dass alle Äste davon niedergedrückt werden. Im Mai ist der Garten eine Schneewehe aus Blütenblättern.

Ansel und Gail haben das Haus vor zehn Jahren, Anfang der 1990er, gekauft. Er hatte gerade seine Assistenzzeit hinter sich, und sie arbeitete beim Rundfunk, wo sie Dokumentationen und Reportagen produzierte. Das Haus liegt in Strathcona, dem ältesten Stadtteil von Vancouver. Noch heute stehen hier die Hütten der Hastings Mill, in denen vor hundert Jahren die Arbeiter wohnten. Hinter dem Gewimmel von Chinatown schwebt der Kern der Innenstadt wie ein Gemälde, das jemand vor den Bergen von North Shore aufgehängt hat. Im Osten sind die Sägemühlen zu sehen, der Ballantyne Pier mit seinen leuchtend bunten Containerstapeln und die hohen Lastenaufzüge.

Ihr renoviertes Queen-Anne-Haus ist solide und eher unauffällig, mit Gaubenfenstern im Obergeschoss. An windigen Tagen bildet er sich ein zu spüren, wie die Holzbalken schwanken.

Davor hatten sie in einer kleinen Wohnung im Souterrain zu-

sammengelebt, in der sie sich zu zweit mit ihren Habseligkeiten arrangieren mussten. Hier gibt es Bücher und Schallplatten und ein altes Klavier. Gails handgeschnittene indonesische Truhe. Anselns altes Mikroskop; einmal haben sie sich einen ganzen Nachmittag lang damit Abfälle angeschaut. Er erinnert sich an eine Zwiebelschale, elegant in ihrer Einfachheit, die Zellen zusammengefügt wie eine Backsteinmauer.

Er begreift, dass sie nicht mehr hier ist, dass es plötzlich und unwiderruflich geschah, doch dieses Begreifen ist wie ein Moment, der sich über tausend Stunden erstreckt, ein fortlaufender Gedanke, der versucht, sich selbst zu vergessen. Und dann, wenn das misslingt, zu feilschen, alles zu verändern, einzuschlafen und zu einem anderen Zeitpunkt zurückzukehren. »Zeit«, hat Gail einmal gesagt, während er in ihren Armen einschlief, »ist das einzige, was wir brauchen.«

An der Grundschule von Strathcona hat schon der sonntägliche Tai-Chi-Kurs begonnen. Er kann sie im Gehen durch den Zaun hindurch sehen, Großeltern in neonfarbigen Jogginganzügen, wie sie sich in einem Ensemble über den Asphalt bewegen, ein fließendes Echo von Ursache und Wirkung. Ein Vogel, der ein Blatt vom Baum pflückt. Hände, die den Himmel von der Erde trennen. Gail hat ihm die Figuren aufgezählt. Epische Namen für die kleinsten Gesten. Gemeinsam treten sie zielstrebig über die Kreidelinien für Himmel und Hölle und Ballspiele.

Ansel holt sich sein Frühstück in der New Town Bakery, wo eine Frau mit einem unbeschrifteten Namensschild ihm eine Tüte mit warmem Brot reicht. Er läuft weiter durch Chinatown, vorbei an den Becken mit melancholischen Fischen. Von den Marktständen ergießt sich Gemüse, und die Straßenlaterne, erst kürzlich in festlichem Rot gestrichen, glühen im frühen Morgen.

Nach dem Gottesdienst waren die Blumen ihr quer durch die

Stadt gefolgt, von der Hastings Street bis zur 49th Avenue. Die Häuser machten dem Central Park Platz, der dem Friedhof wich. Die Arbeiter ordneten die hohen Blumenständer in konzentrischen Kreisen um ihr Grab herum an, so dass ein duftender Wald entstand. Er trat ein, und in der Mitte lag sie. Jede Nacht warf der Regen die Blumen um, der Wind streute die Blütenblätter über den Friedhof, und jeden Tag stellte er sie wieder auf. Eines Abends traf er mitten in einem Unwetter ein. Er hob die Blumen auf ihre Ständer, und sie fielen auf ihn. Er drückte sie an seinen Körper und hob sie erneut hoch.

Seitdem ist ein halbes Jahr vergangen, aber heute morgen, als er den Kiesweg am False Creek entlanggeht, kehren seine Gedanken zu jener kleinen Parzelle zurück und zu den Blumen, die er gestern dort hingelegt hat. Sein Freund Ed Carney erklärte Ansel einmal einen ganzen Vormittag lang seine Überlegungen über das Verstreichen der Zeit. Dass der Pfeil der Zeit in beide Richtungen zeige, wie die Vergangenheit plötzlich sichtbar werde, wenn man rückwärts in die Zukunft stolpere, Walter Benjamins Engel der Geschichte. Ed hatte über Wissenschaftler nachgesonnen, die mit ihrem zirkadianischen Rhythmus experimentierten, indem sie nach einer Uhr mit sechsundzwanzig Stunden lebten. »Meistens war die Polizei hinter ihnen her und hat sich gefragt, welchen Unsinn sie wohl vorhatten.« So hatte das Gespräch geendet. Ed hatte sich wieder dem Mähen seines Rasens zugewandt, und Ansel war weiterspaziert.

Jetzt sitzt er auf dem Steg am Creek, wo die vertäuten Boote mit der Strömung schaukeln, und verspeist sein Frühstück. Sonntag morgen, und die Stadt schläft noch, aber Gail ist hier neben ihm und zieht ihre Füße durchs Wasser. Das ist ein anderes Zeitgefüge, der Morgen von Gails letztem Geburtstag, Herbst und nicht Sommer. Ihre letzte Unterhaltung haben sie am Telefon geführt, ein Ferngespräch. Seine Erinnerungen hal-

ten sich nur mühsam am Leben, die Zeit schreitet voran, und Ansel spürt die Spaltung in seinem Körper. Ein Teil von ihm macht weiter, lebt von einem Augenblick zum nächsten, der andere Teil ist ihm am Tag ihres Todes verlorengegangen.

Am Nachmittag geht er die Straße entlang zur Ecke Keefer und Princess, zu dem zweigeschossigen Haus, das Gails Eltern gehört. Unterwegs kommt er an trockenen Rasenflächen vorbei, an Kaskaden von Sprinklern, schiefen und krummen Himmel- und-Hölle-Feldern, einem mit Kreide gemalten Pfeil, der mit den Worten »Typisch Homo sapiens« für einen Moment auf seine Füße zeigt. Bei seiner Ankunft sind Gails Eltern in der Küche. Matthew beugt sich über die Spüle, und Clara steht an der Theke. Ansel lässt seine Sandalen an der Tür stehen und tritt barfuß ein. Sofort sind seine Fußsohlen mit Mehl bedeckt.

»Du bist früh dran«, sagt Clara erfreut.

Die Theke ist eine Lawine aus grünem Gemüse. Etwas, das süß und scharf riecht, siedet auf dem Herd. »Ich wollte mithelfen«, sagt er.

Gails Vater dreht sich um, das Hackmesser in der Hand. Er sieht erschrocken aus über Anselns Angebot.

»Wunderbar«, sagt Clara. »Wir haben jede Menge Zeit.« Sie deutet auf den Sitz ihr gegenüber.

In den gut zehn Jahren, die er mit Gail zusammen war, hat sich dieses Haus nicht merklich verändert. Selbst Matthew und Clara stehen auf ihren üblichen Plätzen, das Radio spielt leise, den Raum durchzieht behagliche Ruhe. Clara macht Klößchen, und ihr zuzuschauen ist, Gail hat das einmal sehr treffend beschrieben, wie einen Vogel beim Nestbau zu beobachten. Lange scheint nichts zu passieren, und dann tritt auf einmal eine Struktur zutage.

Er tut, was er kann, indem er aus den Teigklumpen, die die

Theke sprengeln, Klößchen formt. Heute vor sechs Monaten ist Gail gestorben.

Während sie arbeiten, erzählt Clara ihm von dem Restaurant, das ihrem Vater gehörte, als sie ein Mädchen war, und sie reden über ihre vier Schwestern, die inzwischen über die ganze Welt verstreut sind. Sie streicht sich eine ergrauende Haarsträhne aus der Stirn, und ihre Fingerspitzen hinterlassen eine schwache Spur von Mehl auf ihrer Haut. Am Kühlschrank hinter ihr hängt eine Postkarte, eine Schneeflocke, fotografiert mit Weitwinkel, geschickt von ihrer Schwester, die gerade in St. Petersburg ist. Er sagt ihr, eine Schneeflocke sei das perfekte Beispiel für sensitive Abhängigkeit von ursprünglichen Konditionen.

»Sensitive was?« fragt Matthew, durch seine Bifokalbrille auf ihn hinabspähend.

Ansel sagt, die Form einer Schneeflocke sei die präzise Aufzeichnung all der wechselnden Wetterbedingungen, die sie auf ihrem Weg zur Erde erlebt. Temperatur, Feuchtigkeit oder Verunreinigungen der Atmosphäre. Hauptsächlich aber Temperatur.

»Aha«, sagt Matthew stirnrunzelnd. »Die Menschen haben also immer schon recht gehabt. Nicht zwei von ihnen gleichen sich.«

Ansel nickt lächelnd. Jede Ergänzung des Kristalls hänge von der genauen Sekunde ihrer Entstehung und ihrer Position in der Atmosphäre ab. Sogar durch einen Atemzug oder einen kleinen Stupser bilde sich eine andere Gestalt heraus, eine neue Abfolge von Ordnung und Komplexität. Matthew hält in seinem Tun inne und überlegt. Clara deutet mit einem beifälligen Nicken auf die Klößchen, die Ansel geformt hat, und schaut dann ihn an. »Du hast ja keine Ahnung, wieviel Essen wir vorbereitet haben«, sagt sie und wischt sich Mehl von den Händen. »Gail hätte das gefallen, glaube ich. Dass wir hier zusammen sind.«



Der Tisch ist für acht gedeckt. Glyn Madden, eine alte Freundin von Gail und ihre Kollegin beim Radiosender, sitzt neben Ansel. Seit der Beerdigung hat er sie nur wenige Male gesehen, um die Reportage zu erörtern, an der Gail arbeitete, als sie starb. Ihnen gegenüber hat Ed Carney Platz genommen, sein Sohn Scott neben Mrs. Cho. Clara und Matthew sitzen nebeneinander. Der leere Stuhl und das Gedeck rechts von Ansel sind für die Geister der Verstorbenen gedacht. Es wird alles auf einmal aufgetragen, ein süß-saurer Fisch, würzige Kokosmilchsuppe, Erdnussnudeln und ein halbes Dutzend weitere Gerichte, und der Tisch scheint sich unter seiner Last zu biegen.

Ansel gießt den Wein ein und verschüttet ihn beinahe, als Ed verkündet, er habe sein Banjo mitgebracht. »Gibt es jemanden, der mich begleitet?« fragt er.

»Du spielst doch Klavier, Glyn, oder?«

»Stimmt, aber ich habe noch nie im Duett mit einem Banjo gespielt.«

Die Gläser von Matthews Brille beginnen von dem warmen Essen zu beschlagen, und er nimmt sie ab und legt sie mit offenen Bügeln auf den Tisch. Während das Gespräch dahinplätschert, schweigt er, doch auf Ansel wirkt er entspannt, unbefangen bei dieser Zusammenkunft.

»Na, Ed, was willst du denn für uns spielen?«

»Ihr braucht gar nicht zu lachen. Ich habe ein sehr gutes Repertoire. Es vertreibt die Zeit.«

»Es ist ein Banjo, Ed. Was du brauchst, ist ein Cello.«

»Wie wär's mit einem Leierkasten? Heutzutage spielen viel zu wenige Menschen Leierkasten.«

Arme greifen über den Tisch, reichen Teller weiter, füllen Gläser auf, und der Himmel draußen ist von einem blassen und zarten Bernsteinengelb. Ansel löffelt pikantes Rindfleisch auf ein Salatblatt, tröpfelt Soße darauf und rollt das Blatt zusammen. Es

gibt Muscheln in einer Soße aus schwarzen Bohnen, ein Gericht aus Garnelen und Zuckererbsen. Das Essen beruhigt die Nerven hinter Ansel's Augen.

Mrs. Cho beugt sich mit ihrem Glas vor. »Und, Glyn, woran arbeiten Sie zur Zeit?«

Glyn legt ihre Stäbchen hin. »An etwas, das Ed sehr interessieren würde, glaube ich.«

»Bringen Sie ihn bloß nicht in Fahrt.«

»Eine Reportage zu einem faszinierenden Thema. Dass man einen Verstand hat und ein Körper ist«, sagt sie. »Das ist jedenfalls der Kern der Sache.«

»Aber der Kern«, sagt Ed, »ist der Geist, die Seele.«

Glyn lächelt. »Na ja, es geht darum, eine Geschichte des Geistes zu präsentieren, oder zumindest das, was wir darüber wissen. Descartes glaubte, es gäbe einen ganz kleinen Teil des Gehirns, durch den der Geist in den Körper eindringt.« Sie wendet sich Ansel zu. »Zehn Punkte, Doktor, wenn du ihn mir nennen kannst.«

»Die *glandula pinealis*.«

Sie hebt ihm ihr Glas entgegen. »Gut gemacht. Physik, Quantenmechanik, die hält man oft für die Vorreiter der Naturwissenschaft. Aber ebenso bahnbrechend könnte die Erforschung des Geistes sein. Wie Neuronen und Neurotransmitter Gedanken und Gefühle und Phantasie möglich machen. All das, von dem man gar nicht vermuten würde, dass es von etwas Materiellem herrührt, von einer physikalischen Größe.«

Ed lächelt triumphierend. »Dann war ja Seele vielleicht doch das richtige Wort.«

»In gewisser Weise.«

Während die anderen reden, ist Gail hier neben ihm, lacht vor Entzücken über die Menge des Essens. Sie schwingt die Weinflasche, um dafür zu sorgen, dass jedes Glas voll ist.

Ed lehnt sich in seinem Stuhl zurück. »Also, widersprecht mir, wenn ich falschliege, aber einer der Gründe dafür, dass es so schwierig ist, das Gehirn zu studieren, ist der, dass es aussieht wie ein großes, zerknittertes Stück Papier. Viel Oberfläche auf sehr kleinem Raum, alles in irgendwelchen Falten versteckt.«

»Wie die Lunge«, sagt Ansel, dessen Aufmerksamkeit an den Tisch zurückkehrt. »Die hat mehr Oberfläche als ein Tennisplatz.«

»Dann könnte ich mir vorstellen«, sagt Clara, »dass die wichtigsten Teile in der Mitte liegen. Damit sie nicht so leicht beschädigt werden.«

»Ja und nein. Einige Teile, etwa die Hirnrinde, befinden sich an der Oberfläche. Andere Teile wie der Thalamus oder die Amygdala sind tief vergraben. Das Denken entsteht also aus diesen verschiedenen Regionen, die zusammenarbeiten wie bei einem Musikstück. Im Gehirn wird ständig Aktivität weitergeleitet. Synapsen werden gebildet, Verbindungen geknüpft. Zack, geht das Licht an.«

Ed schnippt mit den Fingern und fragt aus heiterem Himmel: »Wusstet ihr, dass der Katzenfisch im wesentlichen eine schwimmende Zunge mit Nase ist?«

»Wo wir von Synapsen sprechen«, sagt Ansel, »ein Biologe hat mal die Wendung ›Ich lenke, also bin ich‹ geprägt.«

Glyn nickt. »Das klingt vielversprechend. Vielleicht kann ich das verwenden.«

Ihre Blicke treffen sich kurz. Ansel sagt, wobei ihm die Worte entschlüpfen, ehe er Zeit hat, darüber nachzudenken: »Und du bringst Gails Reportage zu Ende?«

Clara schaut von ihrem Teller auf und beobachtet sie.

»Ja, natürlich. Gail hatte das Skript schon fertig.« Nach einem Moment sagt sie: »Das Projekt hat ihr viel bedeutet. Sie hätte sich gewünscht, dass es vollendet wird.«

Am Tisch herrscht verlegene Stille. Matthew ergreift seine Brille und klappt sacht die Bügel um. Mrs. Cho nimmt einen Schluck Wein und sagt: »Sie sind sehr mutig. Das Mädchen war so eine Perfektionistin, dass ich Angst hätte, die Sache zu verpfuschen. Sie ist der Typ, der Sie ewig verfolgen würde.«

»Schon wieder Geister!« sagt Ed. »Das erinnert mich an was, Ansel. Ich hoffe, du kommst deinen Pflichten nach und sorgst dafür, dass der Teller da immer voll ist.« Er zeigt auf das Gedeck neben sich.

Scott Carney steht auf, langt nach der Weinflasche und fängt an nachzuschicken. »William Sullivans Tagebuch. Das ist die Reportage, die du meinst?«

Glyn nickt.

Clara nimmt den Servierlöffel und beginnt, Mrs. Chos Teller wieder zu füllen. Ansel sieht, wie Matthew den Arm ausstreckt, ihn Clara auf den Rücken legt und mit den Fingerspitzen ihr Kleid streichelt. Um ihr Halt zu geben oder sich selbst, das kann Ansel nicht unterscheiden.

Scott gießt weiter ein und konzentriert sich auf seine Aufgabe, während er spricht. »Das Tagebuch gehörte einer Freundin von mir, einer Frau, mit der ich zur Schule gegangen bin, Kathleen Sullivan. Sämtliche Seiten waren mit Zahlen vollgeschrieben, aber sie glaubte, dass es ein Tagebuch war, weil ihr Vater ihr das vor Jahrzehnten erzählt hatte. Ein Tagebuch, das er 1942 begonnen hatte, während er bei der kanadischen Armee in Hongkong diente.«

Glyn setzt die Geschichte fort, indem sie berichtet, dass Sullivan nach dem Fall Hongkongs weiterschrieb, nachdem er von den Japanern gefangengenommen worden war, bei denen auf das Führen eines Tagebuchs die sofortige Todesstrafe stand. In den 1960ern aber, als Sullivan seiner Familie das Tagebuch zeigte, hatte er die Dechiffriermethode vergessen. Nach seinem Tod

verwahrte Kathleen das Tagebuch sorgfältig. Irgendwann versuchte sie, es entschlüsseln zu lassen, indem sie es an Experten in aller Welt schickte. Gail sandte dann eine Kopie an Harry Jaarsma, einen Mathematiker und Freund aus Studententagen in den Niederlanden, in der Hoffnung, dass er imstande wäre, es zu dechiffrieren.

»Ich erinnere mich noch, wie Gail auf der Treppe vor unserem Haus saß«, sagt Scott, zu Ansel gewandt, »und davon erzählte.«

Nachdem das Geschirr abgeräumt ist, gehen sie hinaus auf die hintere Veranda. Ed nimmt sein Banjo und zupft ein paar Saiten, dann heben Vater und Sohn zum Duett an: »Good Night« von den Beatles, doch mit beschleunigtem Rhythmus, den sie mit den Füßen mitklopfen. Der Song verkürzt sich von drei Minuten auf ungefähr fünfundvierzig Sekunden. Ed wehrt mit einem Handwedeln den Applaus ab und geht zu »Never My Love« über. Mrs. Cho knarrt auf dem Schaukelstuhl hin und her und singt mit: »Da da da da, da da. Never, my love.« Sie sagt zu Ed: »Ich bin so froh, dass Sie in meinem Alter sind.« Er legt seine ganze Seele in den Basslauf.

»Ich hätte nie gedacht, dass mir das auf dem Banjo gefallen würde.« Glyn steht ein Stück entfernt von der Gruppe, mit dem Rücken ans Haus gelehnt.

Scott dreht sich zu ihr um. »Du würdest staunen, wie viele Leute das sagen. Dad hat es übrigens erst gelernt, als er in den Fünfzigern war. Es stammt nicht aus seiner Kindheit oder den Wurzeln seiner verlorenen Heimat. Es ist neu für ihn.«

Ansel beugt sich über das Geländer. Von hier aus kann er sein eigenes Haus sehen, wo er versehentlich das Licht im Schlafzimmer angelassen hat. In seiner Rotweinebelung denkt er, dass dort jemand auf ihn wartet. Dass jemand im Bett liest, und wenn er heimkommt, wird er ihr das aufgeschlagene Buch von

der Brust nehmen und auf den Tisch legen. Als er sich umdreht, sieht er, dass Matthew bereits nach oben gegangen ist, um sich auszuruhen. Clara und Mrs. Cho führen ein Gespräch, das zwischen Kantonesisch und Englisch hin und her wechselt. Glyn, Ed und Scott reden wieder über den Geist. Ed sagt: »Irgendwann, wenn sie alles rausgekriegt haben, kann es sein, dass der neue Mensch ohne Rätsel leben muss. Wohin uns das wohl führt?«

Glyn zwirbelt ihr Glas in der Hand, dann schüttet sie die letzten Tropfen Wein in die Luft. »Das scheint etwas zu sein, in dem alle Wissenschaftler übereinstimmen. Der Verstand war nie dazu gedacht, sich selbst zu verstehen. Seine wichtigste Aufgabe war die, Informationen von den Sinnen zu sammeln und eine Möglichkeit zu finden, dieses Wissen zu vereinheitlichen, um Gefahr vom Körper abzuwehren.«

Ed schüttelt den Kopf. »Ich bin nicht sicher, was ich tun würde, wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte. Die Welt ist unendlich faszinierend. In meinem Alter ist das der Hauptgrund weiterzumachen. Nur um noch ein bisschen herauszufinden.«

»Sie könnten mir beim Rundfunk Gesellschaft leisten. Das Medium der Phantasie.«

Ed schaut Ansel an. »Was ist mit dir, Doktor? Wenn du noch mal anfangen könntest, wofür würdest du dich entscheiden?«

Er denkt kurz nach, kommt jedoch zu keinem Schluss. Es gibt zu viele Türen und nicht genug Zeit, um sie zu öffnen. Er schüttelt den Kopf. »Keine Ahnung. Ich glaube, manche Rätsel sollten nicht gelöst werden.«

Alle drei lachen. Ed spielt einen entschlossenen Akkord auf dem Banjo, und die Töne hängen lange in der Luft, ehe sie die Straße hinuntergetragen werden, langsam verklingen. Es wird der Moment kommen, in dem das Geräusch sich außerhalb von Anselns Hörvermögen auflöst. Der Moment der Trennung. Er macht die Augen zu und wartet.



Madeleine Thien

**Jene Sehnsucht nach Gewissheit**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-630-87254-4

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Februar 2007

Ein literarisches Meisterwerk – tief, reich, wunderschön.

Eine Familiengeschichte, die mehrere Generationen umspannt und in Kanada, Indonesien, Malaysia, Australien, Hongkong und den Niederlanden spielt: In ihrem beeindruckenden, zutiefst menschlichen Debütroman schildert die kanadische Autorin den Weg einer jungen Frau, die auf der Suche ist – nach der Aufklärung der Rätsel der Vergangenheit, nach der Wahrheit über ihre Familie, nach dem Wesen der Liebe, nach Gewissheit über sich selbst und die Menschen um sie herum.

Menschen, die ihre Trauer um Angehörige überwinden, indem sie im Garten Steinmonumente nach dem Vorbild der Inuit errichten, ein Offizier aus dem Zweiten Weltkrieg, der ein Kriegstagebuch geführt und verschlüsselt hat und nach seiner Gefangenschaft den Code selbst nicht mehr knacken kann – das sind die Projekte, an denen Gail Lim arbeitet. Sie ist Rundfunkjournalistin in Vancouver in der kanadischen Provinz British Columbia, lebt seit zehn Jahren mit dem Arzt Ansel zusammen in einem Haus in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihren Eltern. Gail ahnt, dass die Vergangenheit ihrer Eltern ungelöste Rätsel birgt, und eines Tages macht sie sich auf die Suche nach der Wahrheit.

Gails Vater Matthew hat als Kind in Sandakan in British-Nordborneo, dem heutigen Malaysia, gelebt und seine Tage mit der gleichaltrigen Ani auf der Leila Road am Rand des Dschungels und in den Kautschukplantagen seines Vaters verbracht. Der Krieg und die japanische Besatzung zerstören die Stadt, die Familien, die Kindheit. Die beiden werden getrennt, und obwohl sie sich einige Jahre später wiedersehen, hat ihre Liebe keine Zukunft. Matthew studiert in Australien, wo er seine spätere Frau Clara kennenlernt, mit der er nach Kanada auswandert – aber er wird Ani nie vergessen können.

Was geschieht, wenn man seine Heimat verliert? Wie überwindet man Trauer? Was bleibt von der Liebe? Madeleine Thiens außergewöhnlicher Debütroman beantwortet diese Fragen, indem er von den Menschen erzählt, die sie stellen.